

2 Theoretischer Hintergrund

Eine der großen Fragen, welche die Soziologie theoretisch beschäftigen, ist die Frage nach dem Zusammenhang zwischen individuellem Handeln und gesellschaftlichen Strukturen. Dieser Zusammenhang kann aus zwei Perspektiven betrachtet werden. Einerseits beeinflussen gesellschaftliche Strukturen individuelles Handeln, andererseits schaffen, bestätigen oder verändern Individuen in ihrem Handeln die gesellschaftlichen Strukturen, die sie umgeben. Bereits Marx und Engels hatten dies festgestellt: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (1956[1852], 115). Beide Perspektiven sind relevant, aus beiden Blickrichtungen lassen sich Theorien entwickeln, welche helfen, die soziale Welt besser zu verstehen.

Da es in der Familiensoziologie bis heute keine einheitliche Theorie zur Erklärung beobachtbarer Gefühlslagen, Interaktionen, Handlungen und Beziehungsformen gibt (Hill und Kopp 2013), wird in diesem Buch auf eine Auswahl von Ansätzen zurückgegriffen, welche unterschiedliche Aspekte des familialen Lebens beschreiben. Es bieten sich Ansätze an, welche von individuellen Motiven, dyadischen Aushandlungsprozessen, biographischen Ereignissen, Alltagsroutinen sowie gesellschaftlichen Strukturen und Normen auf Generationenbeziehungen schließen lassen. Gerahmt werden die verschiedenen Ansätze durch ein allgemeines Modell intergenerationaler Solidarität. Dieses wird im Anschluss an die Definition der zentralen Begriffe „Generation“, „Solidarität“ und „Emotion“ im folgenden Abschnitt (2.1) vorgestellt. Anschließend werden die Ansätze in drei Grup-

pen gegliedert: Theorien individuellen Handelns (2.2), Theorien zur Familie als soziale Gruppe (2.3) und Ansätze zur gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (2.4).

2.1 Zentrale Begriffe und theoretischer Rahmen

Generation

Die Beschäftigung mit Generationen hat nun bereits seit einiger Zeit Konjunktur, sowohl in der Forschung wie auch in der öffentlichen Debatte. Zahlreiche Generationen-Labels wurden bereits kreiert. Sie reichen von der „68er-Generation“ über die „Generationen „X“ und „Y“ hin zur neuen „Generation Z“ der digital nativen „Millennials“. Generationenbegriffe dieser Art beziehen sich in ihrem gemeinten Sinn meist auf ganze Geburtskohorten. Sie berücksichtigen nicht, dass innerhalb einer Kohorte in der Regel nur eine bestimmte soziale Gruppe die für den Begriff typischen Verhaltensweisen, Einstellungen oder Lebenspläne aufweist.

Es stellt sich die Frage, was der Begriff „Generation“ bedeutet, wenn man ihn sozialwissenschaftlich verwendet. In der entsprechenden Literatur werden in der Regel Geburtskohorten oder politisch-ökonomische Interessensgruppen („gesellschaftliche Generationen“) von biologisch-genealogischen Geburtenabfolgen („familiäre Generationen“) unterschieden. Die enge und klassische Definition gesellschaftlicher Generationen geht auf Mannheim (1964[1928]) zurück. Sie bezeichnet Gruppen oder Kohorten mit gleicher zeitlicher Lagerung. Wenn sie ein gemeinsam erlebtes geschichtliches Ereignis verbindet (z.B. ein Weltkrieg, ein politischer Umsturz oder eine Finanzkrise) kann daraus ein Generationenzusammenhang entstehen, indem etwa die Betroffenen ein gemeinsames Schicksal teilen.

Wenn sie daraus Ähnlichkeiten in Einstellungen, Werten, Lebensverläufen und -chancen oder Verarbeitungsstrategien beziehen, sprich, in diesem Zusammenhang sozialisiert wurden, kann eine Generationeneinheit postuliert werden (Mannheim 1964[1928], 541ff.). Zur engen Definition von „Generation“ gehören darum die Voraussetzungen der Lagerung, des Zusammenhangs und der Einheit. Fasst man den Begriff der gesellschaftlichen Generation etwas breiter, können auch ökonomische Gruppen wie Rentenzahler und Rentenempfänger, politische Generationen (z.B. Stimmberechtigte und noch nicht Stimmberechtigte) oder pädagogische Verhältnisse wie Lernende und Lehrende als gesellschaftliche Generationen bezeichnet werden (Höpflinger 1999). „Familiale Generationen“ hingegen bezeichnen Beziehungen zwischen Individuen und ihren Eltern, Kindern, (Ur-) Großeltern oder (Ur-)Enkelkindern. Das entscheidende Kriterium stellt die biologische Abstammungslinie dar. Doch genau so, wie sich die Definition von Familie als „höchst variable gesellschaftliche Institution“ über die Zeit verändert hat (Gerlach 2010, 41), hat sich die Definition von „Generation“ verändert. Neuere Studien berücksichtigen Adoptiv-, Stief- und Pflegeeltern, respektive -kinder bei der Untersuchung von Generationenbeziehungen (z.B. Steinbach 2010).

Zur Beschreibung von familialen Generationen wird der Begriff „Generationenbeziehung“ verwendet, während bei der Beschreibung gesellschaftlicher Generationen der Ausdruck „Generationenverhältnis“ zur Anwendung kommt. Generationenverhältnisse können sich wandeln oder eine Verlagerung erfahren. Eine Person kann von einer gesellschaftlichen Generation (z.B. Rentenzahler) in eine andere eintreten (Rentenbezüger). Im Gegensatz dazu bestehen familiale Generationenbeziehungen in der Regel lebenslang, von der Wiege bis zur Bahre. Die Mutter bleibt auch dann die

eigene Mutter, wenn sie selbst pflegebedürftig ist und nach dem Tod eines geliebten Kindes oder Elternteils kann die hinterlassene Lücke nicht einfach durch eine andere Person gefüllt werden. Wenn in dieser Arbeit im Folgenden von „Generationen“ die Rede ist, sind sofern nicht explizit anders erwähnt familiäre Generationen gemeint.

Solidarität

Generationenbeziehungen lassen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten beschreiben. Herauszuheben sind die Aspekte Solidarität, Konflikt und Ambivalenz. Solidarität und Konflikt werden heute in der Regel als zwei quer zueinanderstehende Achsen beschrieben. Solidarität kann als „positive Interdependenz“, Konflikt als „negative Interdependenz“ verstanden werden. Das vollständige Fehlen von sowohl Solidarität als auch Konflikt wird „Independenz“ oder „Segregation“ genannt. „Ambivalenz“ bezeichnet hingegen das Vorhandensein von sowohl Konflikt als auch Solidarität (Höpflinger 1999, 20).

Bengtson und Kollegen (Bengtson und Roberts 1991; Silverstein et al. 1995; Silverstein und Bengtson 1997; Bengtson 2001) haben die Solidaritätsperspektive in die Familienforschung eingeführt. Sie konzipieren Generationenbeziehungen als komplexes und vielschichtiges Konstrukt mit sechs Dimensionen von Solidarität: affektive, assoziative, funktionale, normative, konsensuelle und strukturelle Solidarität. Diese lassen sich wie folgt beschreiben. Mit normativer Solidarität ist das Gefühl der Verpflichtung gegenüber Familienmitgliedern gemeint. Konsensuelle Solidarität bezeichnet gemeinsame Werte und Einstellungen. Strukturelle Solidarität

stellt schließlich eine Voraussetzung für Generationensolidarität dar. Berücksichtigt man den Einwand, dass nicht alle dieser postulierten Dimensionen Ausdruck von Solidarität sind, sondern vielmehr Potenziale dafür darstellen (Szydlik 2000, 36), lassen sich neben den drei bereits beschriebenen Potenzialen drei Hauptausprägungen von Solidarität an sich herausheben (vgl. Abbildung 2.1): affektive, assoziative und funktionale Solidarität.

Abbildung 2.1: Dimensionen intergenerationaler Solidarität



Quelle: Eigene Darstellung, basierend auf Bengtson und Roberts (1991) und Szydlik (2000).

Affektive Solidarität bezeichnet die emotionale Verbundenheit oder die wahrgenommene Enge der Beziehung zwischen den Generationen. Assoziative Solidarität umfasst Kontakte und gemeinsame Aktivitäten. Funktionale Solidarität kann weiter in drei „Währungen“ unterteilt werden. Sie umfasst erstens das Geben respektive Nehmen von Wohnraum (Koresidenz), zweitens das Geben und Nehmen von Geld (finanzielle Transfers) und drittens das Geben und Erhalten von Zeit (z.B. praktische Hilfe im Haushalt oder bei bürokratischen Angelegenheiten, Pflege oder die Betreuung von Enkelkindern). Potenziale stellen wichtige Vorbedingungen für Solidaritätsleistungen dar. So kann Hilfe und Pflege an ältere Menschen beispielsweise nur dann regelmäßig geleistet werden, wenn das helfende oder pflegende Kind in der Nähe wohnt und sich verpflichtet fühlt. Weiter muss zudem angenommen werden, dass das Vorhandensein einer Transaktion weitere Transaktionen mit sich bringen kann, etwa indem das räumliche Zusammenwohnen mit häufigerem Kontakt einhergeht.

Kritik an Bengtsons Ansatz besteht einerseits an der etwas einseitigen Konzentration auf mehrheitlich positive Beziehungsaspekte sowie am implizierten Gegensatz von Solidarität und Konflikt. Auch familiäre Generationen stehen nicht in einem ausschließlich harmonischen Verhältnis zueinander, stattdessen bestehen durchaus Potenziale für Rivalitäten und Interessenskonflikte (vgl. Szydlík 2016). Das muss allerdings nicht heißen, dass sie völlig isoliert voneinander leben oder dass kein Austausch stattfindet. Solidarität und Konflikt müssen sich gegenseitig nicht ausschließen. Die These intergenerationaler Ambivalenz geht davon aus, dass in einer Generationenbeziehung sowohl Solidarität als auch Konflikt gleichzeitig vorhanden sein können (Lüscher und Pillemer 1998; Lüscher und Pajung-Bilger 1998). Dieses gleichzeitige oder oszillierende (und unauflösbare)

Vorhandensein widersprüchlicher Gefühle, Gedanken, Handlungen, Normen und Erwartungen wird als Ambivalenz bezeichnet, wenn es für das betroffene Individuum nachreichende Folgen für dessen Identitätskonzeption hat. Ambivalenz lässt sich aber sowohl auf der Ebene des Individuums (ambivalente Gefühle innerhalb ein und derselben Person) als auch an der Schnittstelle von Mikro- und Makroebene (strukturelle Ambivalenz) ansiedeln.

Solidarität und Konflikt stellen somit keine Gegensätze dar, sondern ergänzen sich vielmehr. Wo enge Beziehungen vorhanden sind, ist auch das Potenzial für Konflikte und Meinungsverschiedenheiten größer und wo eine intensive Verbundenheit herrscht, macht man sich eher Sorgen umeinander. Harmonie und Konflikt können demnach als „zwei Seiten derselben Medaille Solidarität“ betrachtet werden (Szydlík 2000, 41). Wenn die Generationen sich streiten, mag die Beziehung zwar belastet sein, aber sie ist noch nicht an ihrem Ende angelangt. Gerade im jungen Erwachsenenalter lässt sich Potenzial für Ambivalenzen hinsichtlich der Beziehung ihrer Eltern erahnen. Einerseits existieren die gesellschaftliche Norm der Autonomie und das individuelle Bedürfnis nach Selbstbestimmung. Andererseits zwingen institutionell bedingte äußere Umstände wie lange Ausbildungswege und unsichere Jobperspektiven junge Erwachsene, finanziell von ihren Eltern abhängig zu bleiben. Für diese Arbeit wird die Perspektive der Solidarität übernommen. Auch wenn eine enge Beziehung nicht die Abwesenheit von Konflikten oder gar Ambivalenz bedeuten muss, ist die Solidaritätsperspektive doch ergiebig.

Emotion

Wie bereits aufgezeigt wurde, bestehen Generationenbeziehungen in der Regel von der Wiege bis zur Bahre und sind meistens von Solidarität geprägt, auch wenn dies nicht die vollständige Abwesenheit von Konflikten bedeuten muss. Sie können mit Verpflichtungen füreinander einhergehen, aber auch Individuen in die Gesellschaft integrieren. Sowohl bei Verpflichtungen als auch bei Zugehörigkeit (und bei Konflikten) spielen Emotionen eine Rolle. Nicht umsonst spricht man von Pflichtgefühl und Zusammengehörigkeitsgefühl. Emotionen sind zudem von Geburt an Kommunikationsform: „[they] constitute the first language whereby parents and children communicate with one another before the child acquires speech“ (Maccoby 1992, 1013). Emotionale Beziehungen gewinnen zudem an Bedeutung, wenn eine Person schwer krank wird oder sich ihr Lebensende nähert (Carstensen 1992). Familien sind zudem der Ort, wo Emotion und Körperlichkeit gelebt werden (Jurczyk et al. 2014). Darum stellen sich aus soziologischer Perspektive zahlreiche Fragen: Wie kommen diese Eigenschaften zustande, über welche Mechanismen funktionieren sie? Was sind Emotionen, soziologisch gesehen? Welche Arten können unterschieden werden? Motivieren Emotionen Interaktionen und Handeln oder sind sie Produkte davon? Und um welche Art von Emotion handelt es sich bei der Verbundenheit der Generationen?

Emotionen sind allgegenwärtig. Sie durchdringen unseren Alltag in fast allen Bereichen des Lebens. Trotzdem hat die Emotionsforschung in der Soziologie nur eine marginale Rolle. Das liegt daran, dass sie keine rein disziplinäre Thematik ist. Erschwerend kommen unterschiedliche Begrifflichkeiten hinzu. „Emotion“ und „Gefühl“ werden meistens synonym

verwendet, neurologisch gesehen basieren sie jedoch auf zwei unterschiedlichen Systemen, dem physiologischen und dem kognitiven (Damasio 2005). Die Randstellung von Emotionen in der Soziologie mag damit zu tun haben, dass Emotionen „quer“ zu vielen soziologischen Kategorien wie Geschlecht oder sozialer Klasse liegen (Gerhards 1988). Trotz dieser Schwierigkeiten lassen sich geteilte Annahmen in der Emotionsforschung ausmachen. Erstens: Emotionen werden in der Regel als objektbezogene, von einem Reiz ausgelöste Reaktionen beschrieben. Zweitens: Die meisten theoretischen Konzepte der Emotionssoziologie und -psychologie betonen einige wenige Grundemotionen (Turner und Stets 2005, 14) oder Qualitäten (Schmidt-Atzert et al. 2014), wie Angst, Wut, Trauer und Freude. Ferner werden Emotionen nach ihrer Dauer und ihrer Gerichtetheit unterschieden.

Während physiologische Emotionsreaktionen auf einen Reiz in der Regel rasch abklingen, können ausgelöste gedankliche Muster (die eigentlichen Gefühle) über längere Zeit bestehen. Kurzfristige Emotionen umfassen etwa Freude oder Wut, längerfristige Empfindungen Liebe oder Hass. Auch Collins (2004) unterscheidet zwischen kurz- und langfristigen Emotionen. Die Gerichtetheit von Emotionen unterscheidet, ob sie egoistisch erlebt oder ob sie mit anderen geteilt, respektive ob sie an die sie auslösende Person zurückgespiegelt werden. Brody (1999) spricht von „emotion experience“ (ungerichtet) und „emotion expression“ (gerichtet). Nicht alle verspürten Emotionen werden nach außen mitgeteilt. Dies liegt auch daran, dass nicht alle Emotionen bewusst empfunden werden. Die bewusst empfundene Emotion, so Turner (2000), stellt nur die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs vieler emotionaler Vorgänge dar.

Ist die Rede von emotionaler Verbundenheit zwischen den Generationen, erscheint es sinnvoll, die Dauer und Gerichtetheit kombiniert zu betrachten. Dazu werden die für Simmel typischen Wechselwirkungen von sozialen Handlungen und emotionalen Empfindungen betrachtet, konkret bei der Gabe und Gegengabe. Dankbarkeit als primäre emotionale Reaktion auf die Gabe regt eine „Rückzahlung“ an indem sie das Gefühl der Verpflichtung zur Gegengabe erzeugt. Als Ergebnis der Gegengabe entsteht die Emotion der Treue oder Verbundenheit, die wiederum einen weiteren Austausch befördert. Treue entsteht nach Simmel (1968[1908], 439) demnach in Wechselwirkung zwischen Handlungen und Emotionen und fungiert als sekundäre Emotion oder Affekt „zweiter Ordnung“. Auch in Collins (1990) „Interaction Ritual“-Theorie geht es um das Zusammenspiel von Dauer und Gerichtetheit. Dabei übernehmen Rituale eine wichtige Funktion. Sie konvertieren und verfestigen kurzfristige auf Handlungen reagierende Emotionen in langfristige, Handlungen strukturierende Gefühle. Längerfristige Emotionen wie Vertrauen oder Zuneigung stellen in der „Interaction Ritual“-Theorie eine Art sozialen Treibstoff dar („emotional energy“), der immer wieder aufgesucht wird, um das individuelle Wohlbefinden zu verbessern. Sie bilden somit den „Kleister“ für den sozialen Zusammenhalt einer Gruppe.

Die Unterteilung in kurz- und langfristige Emotionen respektive in aus Handlungen resultierende und Beziehungen konstituierende Emotionen ist für diese Arbeit zentral. Allerdings ist sie rein analytischer Art (Gerhards 1988): Eine Emotion kann sowohl primär als auch sekundär sein. Die Enge der Beziehung oder emotionale Verbundenheit familialer Generationen kann als langfristiges, aus Interaktionen und Austausch zwischen Eltern und Kindern resultierendes, Gefühl verstanden werden. Die Wahrnehmung

und der Ausdruck dieses Gefühls werden durch den soziokulturellen Kontext bedingt. Dazu gehören „Gefühlsnormen“ (Hochschild 1979). Diese können sich auf eine Situation (z.B. Beerdigung), eine soziale Position (z.B. Angestellter) oder eine gesellschaftliche Kategorie (z.B. Geschlecht) beziehen. Sowohl Hochschild (1979; 1990) als auch Brody (1999) weisen darauf hin, dass für Frauen andere Gefühlsnormen gelten als für Männer und dass sie häufiger „Gefühlsarbeit“ leisten. Gefühlsarbeit bezeichnet den Versuch, individuelles Empfinden in Einklang mit Normen zu bringen (Knoth 2013).

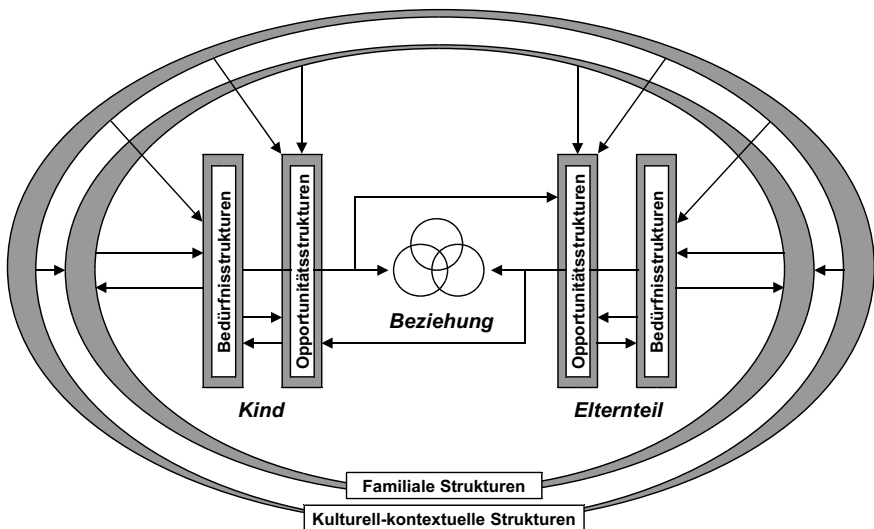
Allgemeiner Bezugsrahmen und Faktorengruppen

Als allgemeiner Bezugsrahmen für die folgenden Analysen dient das ONFC-Modell intergenerationaler Solidarität von Szydlík (2016, 20; vgl. Abbildung 2.2). Im Zentrum des Modells stehen die drei Arten intergenerationaler Solidarität (affektive, assoziative und funktionale Solidarität). Diese sind miteinander verknüpft und nehmen Einfluss aufeinander, was durch die sich überschneidenden Kreise dargestellt wird. So helfen beispielsweise Kinder ihren Eltern häufiger, wenn sie ihnen emotional nahe stehen. Ebenso ist in einem gemeinsamen Haushalt die Kontakthäufigkeit zwangsläufig höher. In dieser Arbeit steht zwar die Enge der Beziehung im Zentrum, doch alle in den TREE-Daten vorhandenen Dimensionen von Solidarität werden deskriptiv ausgewertet, zueinander in Bezug gestellt und als erklärende Variablen berücksichtigt.

Erklärende Faktoren, welche durch die individuellen Möglichkeiten und Bedürfnisse, durch die Zusammensetzung des familialen Netzwerks

und seine Vorgeschichte, durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf Solidarleistungen Einfluss nehmen, werden in diesem Modell als Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiale und kulturell-kontextuelle Strukturen bezeichnet. Dabei können einzelne Faktoren auf andere Faktoren Einfluss nehmen, was mit Pfeilen bezeichnet ist. Das Modell wird für die vorliegende Arbeit ergänzt durch eine weitere Faktorengruppe der individuellen Einstellungen. Innerhalb der familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen können zudem Faktoren-Subgruppen identifiziert werden. Diese werden jedoch im Modell nicht grafisch dargestellt.

Abbildung 2.2: ONFC-Modell



Quelle: Adaptiert nach Szydlik 2016, S. 20; © Routledge 2016)

Opportunitätsstrukturen umfassen Möglichkeiten und Ressourcen respektive Restriktionen für Generationensolidarität. Sie lassen sich sowohl auf der Seite der Eltern wie auch der Kinder identifizieren. Dazu gehört das Zusammenwohnen respektive der Auszug, elterlicher Wohlstand und eine gute Gesundheit. Das Zusammenwohnen der Generationen bietet Gelegenheit für häufige Kontakte. Wo Eltern und Kinder in einem Haushalt wohnen, profitieren die Kinder meist noch von anderen Leistungen wie praktischer Hilfe bei der Haushaltsführung und mehr Möglichkeiten für den zwischenmenschlichen Austausch. Sowohl Hollstein (2001, 35) als auch Jurczyk et al. (2014, 15ff.) betonen, dass gerade sozialer Unterstützung in alltäglichen Situationen eine wichtige Funktion für den familialen Zusammenhalt zukommt. Allerdings kann auch im Hinblick auf ausgezogene Personen weiter differenziert werden: Sowohl der Auszugszeitpunkt als auch die Entfernung zwischen Eltern- und Kinderhaushalt sind von Bedeutung, wenn es darum geht, die emotionale Verbundenheit zwischen Eltern und Kindern zu analysieren.

Was an Unterstützung geleistet werden kann, wird durch die finanzielle Lage mitbestimmt. Finanziell bedürftige Kinder (siehe unten) können trotz akuten Bedarfs nur dann elterliche Hilfe in Form von Geldleistungen erwarten, wenn diese selbst über materielle Ressourcen verfügen (Deindl und Isengard 2011). Demgegenüber wurde Armut in vielen erziehungswissenschaftlichen und psychologischen Studien als Risikofaktor für ungünstige Entwicklungen im Lebenslauf belegt (Brooks-Gunn und Duncan 1997; McLoyd 1998; Davis-Kean 2005). Geldsorgen im elterlichen Haushalt beeinflussen das Erziehungsverhalten der Eltern und können Eltern-Kind-Beziehung bis ins Erwachsenenalter hinein beeinträchtigen (Elder 1979; Elder et al. 1985; Rossi und Rossi 1990; Dunn et al. 2000).

Gute Gesundheit ist Bedingung für soziale Partizipation. Wer häufig krank zu Hause bleibt, keine Energie für Aktivitäten hat und in der Mobilität eingeschränkt ist, kann weniger Kontakte pflegen. Dies gilt insbesondere im Alter, aber betrifft auch junge Menschen, zumal schlechte Gesundheit in jungen Jahren als etwas Außergewöhnliches gilt und auch mit einem Stigma behaftet sein kann. Daher wird die Hypothese formuliert, dass eine gute Gesundheit mit engeren Beziehungen zwischen jungen Erwachsenen und ihren Eltern einhergeht. Diese Hypothese bestätigt sich auch empirisch (Steinbach und Kopp 2010). Hinzu kann eine Abhängigkeit von informellen Hilfeleistungen bei schweren oder chronischen Krankheiten kommen. Der Austausch von intensiver Hilfe, vielleicht sogar körperlicher Pflege, kann soziale Bindungen sowohl befördern wie auch belasten. Gerade wenn die eigenen Kinder schwer krank sind, machen sich Eltern Sorgen. Umgekehrt können schwer kranke Kinder aber auch eine stärkere (emotionale) Hinwendung zur Familie vollziehen (Carstensen 1992; 1995).

Bedürfnisstrukturen stellen Notwendigkeiten für Generationensolidarität dar. So können schwierige biografischen Entscheidungen, eine Lebensphase im Umbruch oder eine finanziell unsichere Lage die Nachfrage nach materieller und immaterieller Generationensolidarität steigern. Das lässt sich gut anhand des Erwerbsstatus' der Befragten abbilden, wobei nicht Erwerbstätige in drei weitere Gruppen unterschieden werden. Personen in Ausbildung investieren (mit finanzieller Hilfe der Eltern) in ihr Humankapital – jedoch steht ihnen der „Schritt“ auf den Arbeitsmarkt noch bevor. Die zweite Gruppe sind die Arbeitslosen. Arbeitslosigkeit ist für alle Altersgruppen eine deprimierende Erfahrung, die sich nachhaltig auf die Lebensqualität auswirkt (Lucas 2004; Luhmann et al. 2012, vgl. dazu Kapitel 2.4). Gerade in sehr jungen Jahren können Arbeitsmarktprobleme

beim Berufseinstieg ökonomische Folgen haben, etwa indem sie Karrierechancen und Einkommensaussichten nachhaltig vermindern (Bynner und Parsons 2002; Gregg und Tominey 2005; Mroz und Savage 2006; Helbling und Sacchi 2014). Auch die dritte Gruppe, ökonomisch inaktive Personen, dürften finanziell eher in einer prekären Lage sein als ihre Altersgenossen im Erwerbsleben. Längere Perioden der ökonomischen Inaktivität durch Mutterschaftsurlaub, Berufsunfähigkeit, Sprachaufenthalt oder freiwilliges Engagement gehen mit Lücken in der Versorgung, Versicherung und im Bewerbungsportfolio einher. Bedürfnisse der Kinder zeigen sich unter anderem auch daran, dass die Kinder von ihren Eltern Unterstützung in Form von finanziellen Transfers erhalten. Denn finanzielle Transfers innerhalb von Familien fließen häufig von Eltern an ihre jungen erwachsenen Kinder und treten vermehrt bei beruflichen Unsicherheiten oder Arbeitslosigkeit auf (vgl. Kapitel 3.3).

Individuelle Einstellungen sind ebenfalls wichtige Faktoren für die Ausgestaltung von Familienbeziehungen. Dazu gehören die individuelle Religiosität und die Familienorientierung. Grundsätzlich können individuelle Einstellungen verbindend oder entfremdend auf Generationenbeziehungen wirken. Während eine hohe Familienorientierung den Kontakt und Austausch mit der Herkunftsfamilie tendenziell eher begünstigt, können Wertedifferenzen zwischen Kindern und Eltern ein Entfremdungsrisiko bergen. Individuelle Einstellungen befinden sich an der Schnittstelle zwischen Kultur mit ihren Normen und dem Individuum als Akteur mit Opportunitäten und Bedürfnissen. Sie könnten daher sowohl zu den Opportunitäts- als auch zu den kulturell-kontextuellen Strukturen gezählt werden. In dieser Arbeit werden sie als separate Gruppe betrachtet. Ihre theoretische Einbettung geschieht in Kapitel 2.4.

Familiale Strukturen umfassen Personen, Konstellationen und Beziehungen im Familiennetzwerk einer Person und „schließen im Prinzip die gesamte Sozialisationsgeschichte ein“ (Szydlik 2000, 48). Wird auch die zeitlich-biografische Perspektive auf Familie berücksichtigt, gehört zudem die Familienvorgeschichte mit Ereignissen in den Biografien der einzelnen Familienmitglieder (sogenannte „kritische Lebensereignisse“) und stressigen Ereignissen im Familienverband sowie früheren Messungen zur Eltern-Kind-Beziehung dazu. Als zeitlicher Aspekts familialer Strukturen wird die Familienvorgeschichte in dieser Arbeit jedoch separat betrachtet, unter anderem weil ihr eine eigene Logik der Akkumulation inhärent ist (vgl. Kapitel 2.3) und 6.1. Während die Eigenschaften der familialen Vorgeschichte dort ausführlich erörtert werden, werden im Folgenden die familialen Strukturen als ein Netzwerk von Personen und Beziehungen betrachtet und erläutert.

Die familialen Strukturen beschreiben vorhandene Personen und Beziehungskonstellationen im familialen Netzwerk. Sie beinhalten den Partnerschaftsstatus und die Arbeitsteilung der Eltern sowie das Vorhandensein von Großeltern und Geschwistern, die Existenz eigener Kinder und Partner der Befragten. Die nachhaltigen, belastenden Folgen elterlicher Trennungen oder Scheidungen auf Generationenbeziehungen und das Unterstützungspotenzial innerhalb der Herkunftsfamilie sind in der Scheidungsforschung inzwischen gut belegt (Aquilino 1990; Amato und Booth 1996; Hines 1997; Goldscheider und Goldscheider 1998; Dunlop et al. 2001; Berger und Fend 2005; Amato und Afifi 2006; Kalmijn 2007; Peris und Emery 2008).

Beziehungen zwischen Vätern und Kindern sind in der Regel stärker von den belastenden Folgen der Scheidung betroffen als Beziehungen zwischen Müttern und Kindern. Grund dafür ist eine langjährige Rechtspraxis (in der Schweiz bis 2014), die ein alleiniges (mütterliches) Sorgerecht vorsah. Ein Faktor, der die belastenden Folgen verstärkt, ist das Alter der Kinder bei der Trennung. Es wird argumentiert, dass die psychischen „Kosten“ einer Trennung bei jungen Kindern höher seien, während ältere Kinder eher über Aussiedlerfamilie Unterstützungsquellen verfügen (Woodward et al. 2000). Zudem verändern späte Trennungen bereits vorhandene Kontaktmuster nicht mehr so stark (Bulcroft und Bulcroft 1991). Allerdings basiert die Beziehung auf größerer Freiwilligkeit, wenn gesetzliche Besuchsrechte nicht mehr greifen. Umgekehrt kann man annehmen, dass Scheidungskinder ihren alleinerziehenden Eltern praktischen und emotionalen Support leisten, was den Zusammenhalt zwischen Kind und sorgeberechtigtem Elternteil stärken kann. Grundsätzlich gilt, dass Scheidungskinder schneller erwachsen werden müssen als Kinder aus intakten Familien (Hines 1997; Papastefanou 2000; Dunlop et al. 2001; Peris und Emery 2008). Im Hinblick auf die empirischen Analysen sollen drei Hypothesen aufgestellt werden: Erstens, Kinder von getrennten Eltern berichten seltener über enge Beziehungen. Zweitens, Vater-Beziehungen dürften vermutlich stärker unter Scheidungen leiden. Drittens dürften Trennungen einen stärkeren Einfluss bei minderjährigen Kindern haben als nach Erreichen der Mündigkeit.

Die Arbeitsteilung der Eltern im Jugendalter der Befragten dürfte einen Einfluss auf Beziehungen und Machtstrukturen innerhalb der Herkunftsfamilie haben, zumal Erwerbstätigkeit der Mütter den Faktor der verfügbaren Zeit für Interaktionen mit den Kindern sowie die Alltagsroutinen bestimmt

(zum Faktor Zeit, vgl. Szydlík 2000, 183). Die empirische Evidenz deutet darauf hin, dass Kinder von egalitären elterlichen Arbeitsteilungsarrangements profitieren (Höpflinger und Perrig-Chiello 2008; Baumgarten 2012, 80). Allerdings muss auf Hochschild (2006) verwiesen werden, die festgestellt hat, dass nicht die Quantität, sondern die Qualität der gemeinsam verbrachten Zeit zählt. Daher lassen sich divergierende Hypothesen aufstellen. Einerseits könne angenommen werden, dass Zeit als Ressource zur Beziehungsgestaltung auch später noch mit engeren Beziehungen einhergeht. Unter diesem Aspekt dürften nicht-erwerbstätige Mütter und präsenste Väter später enge Bezugspersonen für junge Erwachsene darstellen. Folgt man Hochschild, so würde die Arbeitsteilung der Eltern kaum einen Unterschied ausmachen, weil die Qualität der Interaktion nicht gemessen werden kann.

Großeltern können eine wichtige Vermittlerrolle einnehmen, wenn die Beziehung zwischen Eltern und Kindern belastet ist (Elliot 2008). Geschwister entlasten zwar das einzelne Kind, wenn es um Hilfe und Pflegeleistungen an alte Eltern geht, sie können aber auch Rivalen um Ressourcen darstellen. Für die folgenden Analysen wird daher vermutet, dass involvierte Großeltern engere Beziehungen zu den Eltern fördern und dass Einzelkinder häufiger als Geschwisterkinder über enge Beziehungen berichten. Das Vorhandensein von Lebens- oder Ehepartnern oder von eigenen Kindern kann als Hinweis auf die Abkoppelung von der Herkunftsfamilie und die Hinwendung zu einer eigenen Kernfamilie verstanden werden. Die Übergänge in die Partnerschaft und in die Elternschaft stellen wichtige biografische Transitionen dar. Sie werden inklusive ihrer Folgen für Generationenbeziehungen in Kapitel 3.1 diskutiert.

Kulturell-kontextuelle Strukturen können als „Bedingungen des Gesellschafts-, Wirtschafts- und Steuersystems, des Wohlfahrtsstaates und des Arbeits- und Wohnungsmarktes genauso wie die spezifischen Regeln und Normen von bestimmten Institutionen und Gruppen“ definiert werden (Szydlík 2000, 50). Ihre Eigenschaften umfassen Indikatoren zur Lokalisierung des Individuums in der Gesellschaft (Geschlecht, Bildung, ethnische Herkunft und Sozialisationsumfeld) aber auch makrostrukturelle Rahmenbedingungen durch Politik, Arbeitsmarkt und Kultur. Sie können daher auf der Ebene des Individuums wie auch auf einer höheren Ebene, etwa der Region oder dem Nationalstaat, wirksam werden. Während makrostrukturelle Rahmenbedingungen in Kapitel 2.4 theoretisch begründet werden, soll der Blick hier auf die Indikatoren auf der Individualebene gelenkt werden.

Das Geschlecht ist eine der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Kategorien. Geschlechternormen durchdringen alle Bereiche des Lebens. Sie orientieren sich an kulturellen Leitbildern und wirken im Hinblick auf die abhängige Variable gleich doppelt: über die Zuständigkeit der Frauen für Familie („Kinkeeper“-Hypothese) und über geschlechtsspezifische Gefühlsnormen (s.o.). Die „Kinkeeper“-Hypothese postuliert, dass Frauen innerhalb der Familie häufiger Beziehungen pflegen und aufrechterhalten, mehr Hilfe leisten und mehr unbezahlte Arbeit übernehmen (Rossi und Rossi 1990; Hogan et al. 1993; Schmid 2014). Geltende Gefühlsnormen, zum Beispiel wie eng man sich seinen Familienmitgliedern verbunden fühlt oder das Gefühl zur Hilfeverpflichtung, können sich für Frauen und Männer unterscheiden. Geschlecht wird in dieser Arbeit den kulturell-kontextuellen Faktoren zugeordnet (siehe Schmid 2014, 45). Im Hinblick auf die empirischen Analysen wird die Hypothese aufgestellt, dass Töchter

über engere Beziehungen berichten als Söhne und dass Beziehungen zu Müttern als enger wahrgenommen werden als Beziehungen zu Vätern.

Der erreichte Bildungsstand einer Person ist ein Indikator für die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht. Bildung wird heute in vielen europäischen Ländern als wichtigster „Rohstoff“ bezeichnet, so auch in der Schweiz. Bei der Betrachtung von Generationenbeziehungen ist der Bildungsstand von Eltern und Kindern relevant, ebenso die Frage, ob eine erfolgreiche Bildungstransmission stattgefunden hat. Es ist anzunehmen, dass eine geglückte Bildungstransmission mit engeren Beziehungen einhergeht, während soziale Auf- oder Abstiege Entfremdung begünstigen (Schmeiser 2004; Pott 2008; Samuel et al. 2012; Karrer 2015). Aufstiegs- und Statuserhaltung sind so wichtige Motive, dass Fend Bildung sogar als „intergenerationales Drama“ bezeichnet (2012, 456). Aufwärtsmobilität bedeutet nicht selten größere Wohnentfernungen (Kalmijn 2006) und schmälert die gemeinsame Wertebasis (Assirelli und Tosi 2013). Beides verringert die Kontakthäufigkeit zwischen den Generationen. Im Hinblick auf die empirischen Analysen wird daher die Hypothese formuliert, dass Kinder mit ähnlicher Bildung wie ihre Eltern über eine engere Beziehung berichten als Aufsteiger- oder Absteiger-Kinder.

Kinder aus Migrantenfamilien, einschließlich sogenannter „Secondas“ und „Secondos“, also Angehörige der zweiten Einwanderergeneration, sind in der Schweiz mit besonderen Herausforderungen in den Bereichen Bildung und Arbeitsmarkt konfrontiert (Riphahn und Bauer 2007; Suter und Höpflinger 2008). Das dürfte sich auf die familialen Generationenbeziehungen auswirken. Empirische Befunde weisen einerseits auf ein generell größeres Ausmaß an (affektiver, assoziativer und funktionaler) Solidarität in Migrantenfamilien hin (Bolzman et al. 2003; Juhasz und Mey 2003;

Baykara-Krumme et al. 2011). Andererseits fungieren Kinder von Migranten häufig als „language broker“, übernehmen unter Umständen Erwachsenenaufgaben innerhalb der Familie und gewinnen dort so an Status und Mitspracherecht (Titzmann und Silbereisen 2011; Titzmann 2012). Es wird darum die Hypothese formuliert, dass Kinder aus Migrantenfamilien über engere Beziehungen zu ihren Eltern berichten.

Auch Regionen gehören zu den kulturell-kontextueller Strukturen dar. Von Interesse sind lokale Charakteristika mit ihren Unterschieden zwischen Stadt und Land. Urbane Räume bieten vielfältige Bildungsinfrastrukturen und Entfaltungsmöglichkeiten für junge Menschen (Kruker 1984). Lokale Arbeitsmärkte und Wirtschaftsstrukturen beeinflussen individuelle Berufschancen (Mühlemann und Wolter 2006). Städte bieten einerseits mehr Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung für junge Menschen, bedeuten aber auch größere Anonymität. Auf dem Land hingegen und insbesondere in kleinen dörflichen Gemeinschaften, ist die soziale Kontrolle größer, die Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung sind eingeschränkt, aber dafür ist das Kontaktpotenzial zwischen Jung und Alt höher. Man könnte daher einerseits annehmen, dass junge Menschen aus ländlichen Gebieten wegen des generell intensiveren Zusammenhalts über engere Bindungen zu ihren Eltern berichten. Andererseits könnte man die Gegenhypothese aufstellen, dass sie sich nicht nur räumlich, sondern auch emotional stärker von den Eltern ablösen.

Auf der anderen Seite gehören auch (politische, ökonomische und kulturelle) Rahmenbedingungen von Kantonen, Groß- und Sprachregionen dazu. Diese werden in Kapitel 7.1 ausführlich erläutert. Zahlreiche ländervergleichende Studien haben sich mit europäischen Unterschieden hinsichtlich der Übergangsmuster ins Erwachsenenalter (z.B. Corijn und

Klijzing 2001; Dommermuth 2008) und der Ausgestaltung von Generationenbeziehungen befasst (z.B. Isengard 2013; Szydlík 2016). Italien wird dabei immer wieder als eigenständiger Fall beschrieben (Reher 1998; Rusconi 2004; Röbbel 2006). Die geografische, sprachliche und kulturelle Nähe des Tessins zu Italien lässt darum vermuten, dass es in der Ausgestaltung von Generationenbeziehungen Unterschiede zwischen den Sprachregionen gibt.

Der theoretische Bezugsrahmen nach Szydlík mit seinen vier Faktorengruppen bietet eine generelle Orientierung zur Betrachtung intergenerationaler Solidarität und hat bereits in einer Reihe von Studien Anwendung gefunden (Szydlík 1995; Szydlík 2000; Brandt 2009; Haberkern 2009; Deindl 2011; Igel 2011; Isengard und Szydlík 2012; Szydlík 2012; Häberling 2013; Schmid 2014; Haberkern et al. 2015; König 2016; Bertogg und Szydlík 2016; Szydlík 2016). Welche Faktoren zur Erklärung eines Phänomens herangezogen werden und welche Zusammenhänge zu erwarten sind – dies zu klären bleibt Aufgabe verschiedener Ansätze aus verschiedenen Disziplinen.

2.2 Generationenbeziehung als individuelle Entscheidung

Zieht man die TREE-Daten heran, um die Beziehungen zwischen jungen Erwachsenen und ihren Müttern und Vätern zu betrachten, sollte nicht vergessen werden, dass es sich um eine einseitige Perspektive auf diese Beziehung handelt (vgl. Walker und Thompson 1982). In TREE werden nur die jungen erwachsenen Kinder nach ihrer Wahrnehmung gefragt, während die Sichtweise der Eltern nicht vertreten ist. Man kann davon ausgehen, dass Kinder die Beziehung schon ab dem Kindesalter gemäß ihren Motiven

und im Rahmen ihrer individuellen Situation maßgeblich mitgestalten. Die verfügbaren Optionen zur Beziehungsausgestaltung sind für junge Menschen andere als für Eltern und sie sind (für beide Seiten) eingeschränkt. Theorien zu individuellem Handeln mit verschiedenen Graden von Rationalität sind ein wichtiges Instrument im Werkzeugkoffer soziologischer Theorien und bieten sich für die Analysen in diesem Buch an.

Das Erreichen des Erwachsenenalters, inklusive das Erlangen finanzieller Unabhängigkeit oder dem Auszug aus dem Elternhaus, geschieht jedoch nicht ohne Hilfestellung vonseiten der Eltern. Die meisten Eltern haben zwar ein Interesse daran, dass der Nachwuchs „flügge“ wird, gleichzeitig kann finanzielle Abhängigkeit das elterliche Budget belasten, oder aber die Eltern erwarten von ihren Kindern eine Art „Gegenleistung“. Dieser Tatsache soll durch das Berücksichtigen von Austauschtheorien Rechnung getragen werden. Will man die emotionale Enge der Beziehung mit Tauschhandlungen erklären, ergibt sich ein Spannungsfeld zwischen rationalem Handeln und emotionalem Empfinden. Mithilfe von Hypothesen für den empirischen Teil soll versucht werden, dieses Spannungsfeld aufzulösen.

Individuelles Handeln

Eine der bekanntesten Handlungstheorien stammt von Max Weber (1992[1930]), der Handeln als Verhalten mit einem subjektiv gemeinten Sinn definiert hat und zwischen rationalem und nicht rationalem Handeln unterscheiden lässt. Nicht-rationales Handeln beinhaltet traditionales und affektives Handeln. Beim rationalen Handeln unterscheidet er zwischen zweck- und wertorientiertem Handeln. Zweckrationales Handeln zielt, wie

in „Rational Choice“-Theorien (s.u.) beschrieben auf die Maximierung des (materiellen) Ergebnisses ab, während wertrationales Handeln auch immaterielle Gewinne wie soziale Anerkennung, Sympathien oder Lebensqualität beinhaltet (Diekmann und Voss 2004, 16). Mehr noch, das Erfüllen sozialer Normen resultiert in einem Zugewinn an sozialem Status und Anerkennung, und kann ebenfalls als Ziel von Handlungen betrachtet werden. Daher ist wertorientiertes Handeln unter Umständen als rational zu betrachten.

Der Idealtypus zweckrationalen Handelns wurde in den vergangenen Jahrzehnten wiederentdeckt, und wird – in verschiedenen Spielarten – in der Ökonomie unter dem Begriff „Rational Choice“ subsumiert. Gemeinsam sind diesen Rational-Choice-Ansätzen geteilte Grundannahmen. Im Zentrum steht ein Akteur, der nach Erfüllung seiner Bedürfnisse, Ziele oder Präferenzen strebt und versucht, diese mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln so gut wie möglich zu erreichen (Diekmann und Voss 2004). Dabei hat er nur eine begrenzte Anzahl von Handlungsoptionen. Er ist in seiner Entscheidung nicht nur von Ressourcen, sondern auch von Restriktionen beeinflusst. Restriktionen können objektiver oder sozialer Art sein. Als Ressourcen für die bestmögliche Handlungsentscheidung gelten Zeit und Information. Obwohl nicht alles Alltagshandeln rational ist, so Diekmann und Voss, ist nutzenmaximierendes Entscheidungsverhalten bei Entscheidungen unter Unsicherheit häufig zu beobachten.

Auch in familiensoziologischen Studien werden Theorien rationaler Wahl angewandt, denn familiäre Beziehungen können grundlegende Bedürfnisse befriedigen, etwa das Bedürfnis nach physischem Wohlergehen, Identität und sozialer Anerkennung (Hill und Kopp 2013). Familienökonomische Modelle behandeln die Allokation von Ressourcen an Kinder oder

die Wahl von Ehepartnern (Becker 1975), die Entscheidung für oder gegen Kinder (Nauck 1989) oder den Schritt in die Scheidung (Esser 2002). Für Eltern kann es beispielsweise lohnend sein, in die Bildung eines begabten Kindes zu investieren, damit dieses den sozialen Status der Familie aufrechterhält, den sozialen Aufstieg schafft oder in Zukunft das Familienunternehmen weiterführen wird.

Doch wie sieht es mit affektiver Solidarität aus? Lässt sich sie mit Handlungstheorien im Allgemeinen und speziell Rational-Choice-Ansätzen speziell erklären? Die utilitaristische Hypothese wäre, dass junge Erwachsene dann eine enge Beziehung zu ihren Eltern pflegen, wenn sie in dieser Beziehung (zukünftige) Bedürfnisse erfüllen können, etwa wenn die Eltern wohlhabend sind, sodass die Kinder voraussichtlich Geld erben oder erhalten können oder wenn eigene Kinder geplant oder vorhanden sind und großelterliche Enkelbetreuung gewünscht wird. Bei der emotionalen Verbindung zwischen Eltern und Kindern geht es aber in der Regel um mehr als individuelle Nutzenmaximierung. Soziale Normen, beispielsweise das Gefühl der Verpflichtung, dürften ebenfalls eine Rolle spielen. Es ist nicht auszuschließen, dass Personen bei der Beziehungsgestaltung wertrational handeln. Enge Beziehungen können das Resultat der Befolgung kultureller Normen sein, etwa bei religiösen Personen oder bei Personen, die in einer familienorientierten Kultur sozialisiert wurden.

Tausch und tauschbare Güter

„Aller Verkehr der Menschen beruht auf dem Schema von Hingabe und Äquivalent“, hat Simmel 1907 (1983[1907], 210) festgestellt. Im Gegensatz zu Handlungstheorien, in deren Zentrum ein Akteur steht, befassen

sich Austauschtheorien mit Beziehungen zwischen mindestens zwei Personen. Es werden alle involvierten Akteure betrachtet und der Fokus liegt auf der Gegenseitigkeit und der Dauerhaftigkeit der Beziehung. Austauschtheorien gehen auf Blau (1967) und Homans (1972) zurück. Dabei sind emotionale Beziehungsqualitäten durchaus als Ergebnisse von Machtstrukturen erklärbar (Homans 1972, 251). Es lassen sich grob zwei unterschiedliche Strömungen unterscheiden. Zum einen können Tauschhandlungen als rational und strategisch (Diekmann 2014) angesehen werden. So tauscht Person A mit Person B Gut X gegen Gut Y, wenn Person A von Y den höheren Nutzen hat als von X. Gleichzeitig willigt B nur in den Tausch ein, wenn er oder sie bei diesem Tausch zumindest nicht zu Schaden kommt. Tauschbeziehungen werden nur dann aufrechterhalten, wenn sie für beide Partner lohnenswert sind.

Die zweite Sichtweise, die normative Perspektive auf Austauschtheorien, hingegen, ist jedoch für diese Arbeit dienlicher. Sie befasst sich mit der Reziprozität von Tauschbeziehungen. Reziprok ist eine Beziehung dann, wenn eine Gabe eine Gegengabe oder „Rückzahlung“ bewirkt. Je nach Disziplin wird der Reziprozitätsbegriff unterschiedlich eng gefasst (Elliot 2008). Während man in der Ökonomie unter reziproken Beziehungen hauptsächlich Beziehungen mit direkten Rückzahlungen versteht, sieht man in der Soziologie und den Kulturwissenschaften auch indirekte oder generalisierte Formen der Reziprozität als Rückzahlung an, etwa Gegenleistungen an andere Personen, Gegenleistungen nach vielen Jahren oder Leistungen an die nächste Generation, als Rückzahlung an. Eine zentrale Vorstellung bei der normativen Perspektive ist, dass eine Gabe die Erwartung einer Gegengabe nach sich zieht, den Empfänger also einem sozialen Zwang aussetzt. Der Austausch zwischen den Personen und ihre Gefühle

füreinander sind dabei unweigerlich miteinander verknüpft (Homans 1972, 275). Für den Empfänger bedeutet das, dass er sich mit der Annahme der Gabe zu einer Rückzahlung „verpflichtet“. Durch diese Verpflichtung oder Schuld des Empfängers entsteht soziales Kapital, dies macht Gesellschaft erst möglich.

In Familien besteht oft keine direkte Reziprozität: Kinder haben am Anfang ihres Lebens gar nicht die Wahl, Gaben zurückzuweisen, wenn sie überleben wollen. Sie bleiben relativ lange von ihren Eltern abhängig, und können die erhaltenen Leistungen nicht oder nur verspätet zurückzahlen (Hill und Kopp 2006). Reziprozität in Familien und zwischen Generationen ist eher als generalisierte oder indirekte Form der Reziprozität zu denken. Gleichzeitig können Gaben aber auch die Basis für eine enge Beziehung darstellen. Neben dem sozialen Zwang zur Begleichung der „Schuld“ löst eine Gabe gemäß Simmel (2005[1908], 447) auch das Empfinden von Dankbarkeit aus. Dankbarkeit beschreibt er als ein „ebenso feines wie festes Band“, welches Menschen miteinander verbindet.

Emotionale Verbundenheit und Tausch – ein Widerspruch?

Wie können nun Austauschtheorien mit dem Aspekt der Reziprozität in Bezug zu emotionaler Verbundenheit gebracht werden? Zuneigung oder Verbundenheit kennt keine Währung, sie als Gut oder Tauschobjekt zu quantifizieren, ist nicht unproblematisch. Darüber hinaus kann sie nicht an eine andere Person weitergegeben werden. Nichtsdestotrotz lassen sich Zuneigung oder Liebe respektive emotionale Verbundenheit, in Austauschtheorien integrieren. Zwei Erweiterungen sind hier fruchtbar: zum einen das Konzept der Ressourcenklassen nach Foa und Foa (1980), zum anderen die

Theorie relationaler Kohäsion nach Thye und Kollegen (Lawler und Thye 1999; Thye et al. 2002). Das Konzept der Ressourcenklassen von Foa und Foa (1980) beschäftigt sich mit der Frage, was überhaupt getauscht werden kann. Die Autoren unterscheiden sechs Sorten von Ressourcen, welche anhand von zwei Dimensionen „Partikularismus“ und „Konkretheit“ klassifiziert. Partikularismus bezieht sich auf die Gebundenheit einer Ressource an eine bestimmte Person. „Liebe“ beispielsweise ist an eine Person gebunden, während Geld beliebig von einer Hand in die nächste wandern kann. Auf der Skala der Konkretheit sind Information und Status eher unkonkret, während Güter und Dienstleistungen konkret ausfallen. Liebe und Geld können sowohl eine symbolische Währung als auch eine sehr konkrete Austauschform sein. Je ähnlicher sich zwei Ressourcen sind, desto besser lassen sie sich tauschen, je grösser der Unterschied, desto schwieriger ist der Tausch. Liebe lässt sich beispielsweise gut gegen Status tauschen, aber nicht sonderlich gut gegen Geld, Dienstleistungen lassen sich gegen Güter tauschen, aber schlecht gegen Information.

Die Theorie relationaler Kohäsion beruht auf der Idee, dass Tauschhandlungen zwischen Personen nicht isoliert betrachtet werden können, sondern in den Kontext eines größeren Netzwerks eingebettet sind. Es wird postuliert, dass Personen durch wiederkehrende Tauschhandlungen ein „commitment“ für eine Gruppe entwickeln (Thye et al. 2002). Während die „klassischen“ Austauschtheorien als Motivationen für wiederkehrende Tauschhandlungen Orientierungssicherheit und Unsicherheitsreduktion annehmen, stehen hier Emotionen als Mechanismus im Zentrum. Erfolgreiche Tauschhandlungen verbessern nicht nur objektiv die Situation des Individuums, sondern führen zum Erleben erfreulicher Emotionen und zur Bindung des Individuums an die Gruppe. Umgekehrt können erfolglose

Tauschhandlungen zum Erleben von negativen Emotionen und zur Abkoppelung von der Gruppe führen. So argumentiert auch Collins (1990), wenn er in diesem Zusammenhang von der beziehungsstabilisierenden Funktion von „emotionaler Energie“ spricht.

Abschließend stellt sich die Frage, welche Annahmen man auf der Basis der Austauschtheorien und unter Berücksichtigung der Aspekte der Reziprozität, der Ressourcen und der relationalen Kohäsion für die emotionale Beziehung junger Erwachsener zu ihren Eltern formulieren kann. Es lassen sich zwei gegensätzliche Hypothesen aufstellen. Einerseits kann mit den Theorien von Simmel, Thye und Kollegen und Collins argumentiert werden, dass der Austausch von Hilfe das emotionale Band zwischen jungen erwachsenen Kindern und ihren Eltern stärkt. Kurzum: Es kann erwartet werden, dass das Erhalten von elterlichen Solidarleistungen wie Geld oder Wohnraum mit engeren Beziehungen einhergeht. Andererseits könnte aber angenommen werden, dass junge Erwachsene in einer ungünstigen Lage sind, um die elterlichen Leistungen mit einer äquivalenten Ressource zurückzuzahlen (Foa und Foa 1980). Es könnte daher vermutet werden, dass die fehlende Reziprozität bei einer Abhängigkeitssituation mit weniger engen Beziehungen einhergeht. An einer anderen Stelle war von der „Belastungsthese“ die Rede (Bertogg und Szydlik 2016).

2.3 Generationenbeziehung als gemeinsame Geschichte

„Beziehungen haben einen Einfluss auf Beziehungen“. Diese Aussage von Ruppert und Schneewind (1995, 319) kann auf zwei Arten verstanden werden. Einerseits kann sie dahingehend aufgefasst werden, dass die Bezie-

hung zwischen Personen A und B zu einem früheren Zeitpunkt die Charakteristika der Beziehung zwischen diesen Personen zu einem späteren Zeitpunkt beeinflusst. So können etwa elterliches Erziehungsverhalten in der Kindheit oder das Vertrauen, das Jugendliche in ihre Eltern haben, die Beziehung zwischen erwachsenen Generationen prägen. Andererseits kann sie so interpretiert werden, dass die Beziehung von A mit B zu einem gegebenen Zeitpunkt durch die Beziehung von A mit C oder B mit C beeinflusst wird. So kann es beispielsweise in der Beziehung zwischen Eltern und ihren jungen erwachsenen Kindern zu Meinungsverschiedenheiten kommen, wenn das Kind sich einer „peer group“ oder einem Partner zuwendet und diese in Konkurrenz zu den Eltern treten. Ebenso wäre es möglich, dass Kinder sich mit einem Elternteil solidarisieren, wenn es zu Konflikten zwischen den Eltern kommt.

Es lohnt sich daher, die Perspektive auf die Herkunftsfamilie zeitlich und im Hinblick auf die Einbettung in den familialen Kontext auszudehnen. So könnte man frühere Erlebnisse in der individuellen und der familialen Biografie, frühere Interaktionsmuster und Alltagsroutinen sowie weitere relevante Bezugspersonen innerhalb und außerhalb der Familie berücksichtigen. Ansätze aus der Sozial- und Entwicklungspsychologie bieten dazu wertvolle Anhaltspunkte. Die Bindungstheorie ist geeignet, um die frühe, kindliche Basis der emotionalen Verbundenheit junger Erwachsener mit ihren Eltern zu erforschen. Der „Doing Family“-Ansatz begreift Familie als alltägliche Herstellungsleistung. Geht es darum, Familie als untereinander verbundene Biografien zu betrachten und den Einfluss sowie die zeitliche Aggregation von kritischen Lebens- und Familienereignissen auf Generationenbeziehungen zu erklären, bieten sich Familienentwicklungsmodelle an.

Bindungstheorie: Frühe Kindheit als Basis

Die Wichtigkeit sozialer Bindungen ist unbestritten. Die Beziehung zwischen Kind und Eltern als primäre Bindung hält meist ein Leben lang und stellt eine Ressource für Entwicklungen in außerfamilialen Bereichen des Lebens dar. Eine „sichere“ Bindung zu den Eltern fördert beispielsweise die psychischen Fähigkeiten der Selbstwirksamkeit, der Resilienz sowie das Entwickeln günstiger „Coping“-Strategien (Zimmermann und Becker-Stoll 2001; Piontkowski 2011). Doch wie entsteht und verfestigt sich das emotionale Band zwischen Kind und Elternteil, welches eine lebenslange Bedeutung in so vielen Bereichen des Lebens hat? Dieser Frage ging der Kinderpsychiater Bowlby im London der Kriegs- und Nachkriegsjahre nach, nachdem er beobachtet hatte, dass Kinder und Jugendliche mit Verhaltensproblemen von ihren Eltern (und insbesondere von ihren Müttern) vernachlässigt worden waren oder eine längere Trennung von diesen erfahren hatten.

Körperliche Nähe zur Bezugsperson ist für einen Säugling überlebensnotwendig, da er so mit Wärme und Nahrung versorgt wird. Droht Gefahr oder wird der Säugling allein gelassen, wird sein Bindungsverhalten aktiviert: Er weint, krabbelt der Bezugsperson hinterher, protestiert. Sobald die Nähe wiederhergestellt ist, entspannt sich das Kind und zeigt positive Emotionen (Bowlby 1985; 2006 [1969]). Anhand der Beobachtung der Interaktion von Müttern und ihren Kleinkindern entwickelte Ainsworth (1989) eine Klassifikation verschiedener Bindungstypen. Der sogenannte „sichere Bindungstyp“ stellt dabei den Normal- und Idealfall dar. Voraussetzung für eine sichere Bindung ist eine feinfühlige, sofortige und adäquate Reaktion der Bezugsperson auf das Bindungsverhalten des Kindes.

Bindungen funktionieren als „working models“ für späteres Beziehungsverhalten. Eine Vielzahl von Studien hat ergeben, dass Bindungsmuster häufig intergenerational weitergegeben werden (van IJzendoorn und Bakermans-Kranenburg 1997; Belski 2006).

Doch was hat die Bindungstheorie mit der affektiven Solidarität zwischen Generationen zu tun? Sehr viel sogar, wie Merz und Kollegen (2007) betonen. Oft wurde beobachtet, dass auch nach dem Erreichen finanzieller Unabhängigkeit ein emotionales Band zwischen Eltern und Kindern bestehen bleibt. Generationenbeziehungen stellen eine wichtige Anlaufstelle für Hilfe dar, was als eine Art von Bindungsverhalten verstanden werden kann. Eine vertrauensbasierte Beziehung, erfahrene Wertschätzung und Selbstöffnung gegenüber einem Elternteil werden darüber hinaus sowohl als Repräsentationen der Bindung wie auch als Indikatoren für affektive Solidarität operationalisiert (Sabatier und Lannegrand-Willems 2005; Trommsdorff und Albert 2009). Aus der Emotionssoziologie ist darüber hinaus bekannt, dass Trauer beim Verlust einer geliebten Person ebenfalls Bindungsverhalten auslösen kann (Jakoby 2012).

Nichtsdestotrotz bleibt die Frage gerechtfertigt, ob das Konzept von sicherer Bindung geeignet ist, um die Kind-Eltern-Beziehung in einer Lebensphase zu beschreiben, welche doch von Ablösung und Autonomiegewinn geprägt ist? Das, auf den ersten Blick scheinbare, Paradox von Intimität und Abstand ist aber in der Bindungstheorie verwurzelt. Mehr noch: Es wird in ihr aufgelöst. Weiterführende Forschung hat gezeigt, dass sicher gebundene Kleinkinder einen weiteren Entdeckungshorizont haben und zu zusätzlichen Bezugspersonen rascher eine Beziehung aufbauen als unsicher gebundene. Sie zeigen eine größere Autonomie in ihrem Handeln,

weil sie diese durch Nähe wieder kompensieren können. Bindung und Autonomie sind somit keine Widersprüche, sondern dialektische Schritte in der Aushandlung der Kind-Eltern-Beziehung entlang der psychosozialen Entwicklung des Kindes. Bindung, auf die gesamte Lebensspanne bezogen, bedeutet daher die Fähigkeit, Bedürfnissen mithilfe von Beziehungen zu regulieren (vgl. Merz et al. 2007; Steinbach 2010, 78). Sicher gebundenen jungen Erwachsenen dürfte es daher eher gelingen, die Balance zwischen Autonomie und Verbundenheit herzustellen. Empirische Evidenz weist darauf hin, dass junge Erwachsene mit engen Bindungen weniger Schwierigkeiten bei den anstehenden Übergängen aufweisen (Berger und Fend 2005).

„Doing Family“: Familie als alltägliche Herstellungsleistung

Die Überlegungen zur Bindungstheorie haben gezeigt, dass alltägliche, intuitive Handlungen der Eltern für die Entwicklung des Kindes bis ins Erwachsenenalter hinein prägend sind. Säuglinge werden schnell zu Kindern, Kinder zu Jugendlichen und die Sozialisation in der Familie zu einem gegenseitigen und demokratischen Prozess (Hurrelmann und Quenzel 2012; Ecarius et al. 2008). Der „Doing Family“-Ansatz (Jurczyk et al. 2014) nimmt einen alltagspraktischen Blickwinkel ein und betrachtet Familie als gemeinsame Herstellungsleistung. Familie – uni- oder multilokal, verheiratet, nichtehelich oder als Einelternfamilie, hetero- oder homosexuell – zeichnet sich dadurch aus, dass sie gewisse Fürsorgeleistungen („care“) erbringt. In Ergänzung zur intergenerationalen Solidarität wird der Blick ausgeweitet von speziellen, nach außen sichtbaren, Leistungen auf unbe-

wusste im Alltag verankerte und nach innen gerichtete Tätigkeiten. Fürsorgerleistungen im Rahmen des „Doing Family“-Konzeptes beinhalten daher Sozialisation, Erziehung, Bindung, Routinen und Rituale.

Will man Familie als Herstellungsleistung begreifen, gilt es daher, den Alltag mehrerer Personen als Zusammenspiel zu betrachten (Jurczyk et al. 2014, 17). Die „Alltagsvergessenheit“ der Soziologie kann unter anderem durch die Berücksichtigung täglicher Routinen und Rituale überwunden werden. Die Wichtigkeit von Ritualen wird auch von Morval und Deshaies (1995, 50) betont. Familienrituale umfassen Feiern (z.B. Geburtstage und Weihnachten), gemeinsame regelmäßige Aktivitäten wie Urlaube sowie gemeinsame Mahlzeiten. Sie stellen den Kern des familialen Zusammenhalts dar. Sowohl in Familien mit Kleinkindern als auch mit Jugendlichen wird am Familientisch Erziehungsarbeit geleistet. Machtgefälle werden neu ausgehandelt oder Autorität wird inszeniert (Audehm 2007, 206ff.). Baumgarten (2012, 74ff.) konnte zeigen, dass das gemeinsame Kochen und die Teilnahme am Familientisch für berufstätige Väter wichtige Gelegenheiten sind, sich mit ihren adoleszenten Kindern auszutauschen und die Vertrauensbasis zu erneuern oder zu verstärken

Vertrauensvolle Gespräche und ein gutes Familienklima sind ebenfalls wichtige Determinanten der späteren Beziehungsqualität. Wenn Jugendliche ihren Eltern in Gesprächen ihre Alltagssorgen anvertrauen, kann das als Manifestation des Bindungsverhaltens gesehen werden (Schneewind und Ruppert 1995; Zimmermann und Becker-Stoll 2001). Jugendliche können nämlich sowohl äußerlich als auch innerlich gegen Eltern rebellieren. Innerliche Rebellion, so Fend (1998), charakterisiert sich unter anderem dadurch, dass gewisse Gesprächsthemen mit den Eltern verweigert o-

der Probleme verschwiegen werden. Jugendliche welche eine breitere Palette von Aktivitäten und Gesprächsthemen mit ihren Eltern teilen, verfügen eher über eine sichere Bindung. Insgesamt kann die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung vom Jugend- ins Erwachsenenalter hinein als relativ kontinuierlich betrachtet werden (Berger und Fend 2005). Dies gilt insbesondere für Töchter (Tubman und Lerner 1994).

Daher lassen sich im Hinblick auf die empirischen Analysen mittels der TREE-Daten zwei Hypothesen formulieren. Einerseits wird angenommen, dass regelmäßige Alltagsinteraktionen wie gemeinsam eingenommene Mahlzeiten oder allgemeine Gespräche, Gespräche über die Schule oder elterliche Hilfe bei den Hausaufgaben im Jugendalter auch zehn Jahre später mit engeren Beziehungen zu den Eltern einhergehen. Zweitens wird vermutet, dass ein „Mehr“ an solchen regelmäßigen Interaktionen und Gesprächen in verschiedenen Bereichen mit einer höheren Häufigkeit an engen Beziehungen einhergeht ist, sprich: Positive Interaktionen oder „Care“-Leistungen wirken nicht nur allein, sondern kumuliert.

Linked Lives und „Family Stress“: Familie als gemeinsame Entwicklung

Nachdem der Rückblick auf die gemeinsame Vorgeschichte von der frühen Kindheit über das Jugendalter schweifte, soll nun noch die kürzlich erlebte Biografie betrachtet werden. Biografische Ereignisse im Lebensverlauf der Kinder und Ereignisse im familialen Umfeld sind wichtige Faktoren welche die Ausgestaltung der Kind-Eltern-Beziehung beeinflussen, nicht zuletzt aufgrund ihrer Aktualität. Weitert man zusätzlich den Blick auf die Familie als System von Beziehungen aus, ergibt sich die „Linked Lives“-Per-

spektive (Elder 1998). Das kann bedeuten, dass die Biografie eines einzelnen Familienmitglieds Einfluss auf familiäre Aushandlungen und Strukturen hat, etwa, wenn ein Familienmitglied arbeitslos wird, einen schweren Unfall hat oder pflegebedürftig wird. Es kann aber auch bedeuten, dass Ereignisse im Familienverbund einen Einfluss auf Gefühle und Handlungen des Einzelnen ausüben, etwa wenn ein Familienmitglied arbeitslos wird, einen schweren Unfall haben, oder pflegebedürftig wird. Es kann aber auch bedeuten, dass Ereignisse im Familienverbund einen Einfluss auf Gefühle und Handlungen des Einzelnen ausüben, beispielsweise, wenn die Trennung der Eltern mit depressiven Symptomen oder Schulproblemen bei den Kindern einhergeht.

Familien durchleben, ähnlich wie Individuen auch, biografische Zyklen. So ist beispielsweise die Familienphase eines Ehepaares mit dem Auszug des jüngsten Kindes zu Ende oder es werden mit dem Schuleintritt des ersten Kindes neue Organisationsmuster benötigt. Aldous (1990, 576) spricht daher von „family careers“. Biografische Übergänge, sei es auf der Ebene des Individuums oder der Familie, bedeuten neue Anforderungen, erfordern Anpassungsleistungen und generieren Stress. Als Stressoren fungieren sowohl normative oder zu erwartende, insbesondere aber nicht-normative Übergänge oder sogenannte kritische Lebensereignisse. Zu den kritischen Lebensereignissen gehören, z.B. das Erleben von Arbeitslosigkeit, Konfrontationen mit dem Justizsystem, schwere Erkrankungen oder Trennungen. Stressereignisse im Familienverband umfassen elterliche Trennungen oder Scheidungen, Arbeitslosigkeit der Eltern, Konflikte im Familienverband oder der Verlust einer nahestehenden Person. Nichtsdestotrotz führt Stress nicht in jedem Fall zur Verminderung des individuellen Wohl-

befindens oder zur Abnahme der Familienkohäsion. Vielmehr kann aus einer Veränderung oder Herausforderung auch eine Zunahme an individuellen Kompetenzen oder eine Stärkung der Familienbande erwachsen. Innerhalb des Familienverbandes kann Stress durchaus produktiv verarbeitet werden (Petzold 1992, 69). Maßgebend sind dabei vorhandene Ressourcen und das Vorkommen anderer Stressoren. Dies kann mit Familienstress-Theorien modelliert werden.

Das „Family Stress“-Modell geht auf Hill (1949) zurück, der mit dem ABCX-Modell eine produktive Stressverarbeitung im Kontext eines familialen Netzwerks postulierte. Ein unerwartetes Ereignis (A) fungiert als Stressor, welcher aber von familialen Ressourcen (B) gepuffert werden kann. Ob als Folge eine Krise (X) entsteht oder nicht, wird durch die Dreifachinteraktion von A, B und der Definition der Situation (C) gesteuert. McCubbin und Patterson (1983) berücksichtigen in ihrer Weiterführung des Modells zusätzlich die Zeit nach der Krise. Dabei ist von entscheidender Bedeutung, ob es zu einer Anhäufung von weiteren kritischen Umständen kommt: Je mehr Stressoren sich summieren, desto wahrscheinlicher kommt es zur Krise. Der britische Jugendforscher John C. Coleman („Fötal Theory of Change“, 1974) begründet die kritische Wirkung kumulierter Stressoren damit, dass nicht genügend Zeit zwischen den einzelnen Ereignissen liegt, um diese zu bewältigen, da der Fokus jeweils nur auf ein Problem gerichtet werden kann.

Die Studien von Simmons et al. (1987) und Neuenschwander et al. (2001) für die Schweiz bestätigen eine kumulierte Wirkung kritischer Lebensereignisse auf das Identitätskonzept, den Suchtmittelkonsum und psychische Erkrankungen junger Menschen. Auch hinsichtlich familialer

Stressoren gibt es eine Reihe von Studien, welche die Vermutung einer kumulierenden Belastung erhärten (Rossi und Rossi 1990; Hill und Yeung 1999; Weinfelde et al. 2000; Fomby und Bosick 2013). Ein gehäuftes Vorkommen elterlicher Partnerschaftsübergänge (Trennungen, Scheidungen, neue Partnerschaften) erhöht das Risiko bei erwachsenen Kindern für nicht-traditionelle Partnerschafts- und Familienmodelle (Feldhaus et al. 2015). Für die Analyse der Enge der Beziehung zwischen jungen Erwachsenen und ihren Eltern ist das Familienstress-Modell insofern relevant, als dass die emotionale Bindungsqualität einerseits als Ressource betrachtet werden kann (Weber 2011), andererseits aber eine belastete Beziehung die Folge einer Krise sein kann. Je mehr Belastungsfaktoren zusammenkommen, desto grösser ist der Druck auf die Ressource und desto höher ist entsprechend das Risiko für einen ungünstigen Ausgang. Es lässt sich daher die Hypothese aufstellen, dass eine Anhäufung von Stressoren, z.B. durch kritische Lebenslaufereignisse oder kritische Ereignisse in der Familie, eine Krise auslösen kann, welche die Beziehungsqualität belastet, was mit flüchtigeren Bindungen einhergeht.

2.4 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Wohlfahrtsstaat

Die Staaten dieser Welt, die Länder Europas und die Kantone der Schweiz unterscheiden sich in ihrer Wohlfahrtspolitik voneinander. Wohlfahrtsstaaten lassen sich als ein Gemeinwesen definieren, das die Wohlfahrt, die soziale Absicherung gegen Lebensrisiken und gesellschaftliche Teilhabe aller Bürger zum Ziel hat (Butterwegge 1999, 15). Die bekannteste Wohlfahrts-

staatenklassifikation stammt von Esping-Andersen (1990; 2000). Er unterscheidet zwischen liberalen, konservativen, sozialdemokratischen und südeuropäischen Wohlfahrtsstaaten. Als Kriterien für diese Typologie führt er den Grad der Entkoppelung der finanziellen Absicherung eines Individuums von seiner Arbeitsmarktpartizipation sowie die Übernahme von Familienaufgaben an. Staatliche Maßnahmen umfassen Renten, Arbeitslosengelder und Sozialhilfe, zudem die Betreuung von Kindern und die Pflege alter Menschen.

Welchen Wohlfahrtstyp repräsentiert die Schweiz, die hier untersucht wird? Wenn es um Wohlfahrtspolitik geht, wird die Schweiz oft als „Grenzfall“ oder „Hybrid“ beschrieben, (Scholtz und Nollert 2007; Bonoli 1997; Mach und Trampusch 2011). Je nach Autor und Publikationsjahr wird sie als liberal, post-liberal, konservativ-korporatistisch, südeuropäisch oder rheinisch-kapitalistisch klassifiziert (Esping-Andersen 1990, 2000; Bonoli 1997; Nollert 2007). Diese Uneinigkeit hat zum einen damit zu tun, dass die Schweiz seit den 1970er-Jahren einen umfassenden Wandel der Sozialpolitik erlebt hat (Trampusch 2008). Zum anderen ist sie aber auch der regionalen Heterogenität geschuldet, zumal das Prinzip des Föderalismus den Kantonen eine hohe politische Autonomie zugesteht (Manatschal 2011). Armingeon et al. (2004, vgl. Tabelle 2.1) beschreiben die 26 Schweizer Kantone als eigenständige Wohlfahrtsregime. Die Autoren identifizieren vier Bereiche von Wohlfahrtspolitik: Bildung, Arbeitsmarkt, Steuern und soziale Sicherheit. Anhand offizieller Kennzahlen, wie Ausgaben für Bildung oder der Höhe von Sozialhilfebeiträgen, klassifizieren die Autoren jeden Kanton einzeln in jedem dieser vier Bereiche als konser-

vativ, liberal, sozialdemokratisch oder „unklar“, wobei „unklar“ das Vorhandensein von Mischformen verschiedener Regimetypen innerhalb des Bereiches bedeutet.

Tabelle 2.1: Kantonale Wohlfahrtsregime

Vorherrschender Regimetyp	In allen 4 Bereichen	In 3 Bereichen	In 2 Bereichen	Mischtyp
Konservativ		VS, LU	ZG, TG, OW, NE	AG, AI, AR, BE, SG
Liberal		GL	SZ, NW, GR	
Sozialdemokratisch		GE	SH, JU, FR, BS	
„Unklar“		TI	ZH, UR, SO, BL	
Kein Typ vorherrschend				VD

Quelle: Eigene Darstellung, nach Armingeon et al. 2004. Klassifikation der Kantone in vier Bereichen (Arbeit, Bildung, Steuern, Soziale Sicherheit). „Unklar“: Keine Zuweisung zu einem Typus möglich, da in sich widersprüchliche Elemente in Politik zu einem Bereich. „In allen 4 Bereichen“: Reiner Typ, kommt nicht vor. „In 3 Bereichen“: Kanton entspricht in drei Typen dem Regime. „In 2 Bereichen“: Kanton gemäß Autoren in 2 Bereichen entsprechend klassifiziert. „Mischtyp“: Elemente aus konservativ und liberal oder allen vier Typen. Kantonskürzel siehe Anhang A.6.

Die empirischen Befunde weisen darauf hin, dass nicht nur die Kantone an sich eigenständige Wohlfahrtsregime darstellen, was die Diversität der Schweiz ausmacht, sondern dass auch innerhalb der Kantone durchaus ein „Wohlfahrtsmix“ vorhanden ist. Kein einziger Kanton kann in dieser Typologie nach Armingeon und Kollegen als „reiner“ Typ identifiziert werden. Der Kanton Waadt lässt sich sogar überhaupt nicht zuordnen, weil er in jeder der vier berücksichtigten Dimensionen eine andere Ausprägung

aufweist. Das heißt aber nicht, dass in einem Kanton nicht doch ein Wohlfahrtstyp vorherrschend sein kann. Vornehmlich sozialdemokratische Ausprägungen in mindestens zwei der vier untersuchten Bereiche finden sich in der französischsprachigen Westschweiz sowie in Basel und Schaffhausen. Dominant konservativ sind die Kantone Luzern und das Wallis, ferner Kantone der Zentralschweiz, der Thurgau und Neuchâtel. Als liberal sind die Kantone Graubünden und Glarus sowie die wohlhabende Innerschweiz (Nidwalden, Schwyz) zu bezeichnen. Fünf Deutschschweizer Kantone haben einen ausgewogenen Mix aus konservativen und liberalen Elementen. Insgesamt stützt die Studie von Armingeon und Kollegen (2004) die Feststellung, dass die Schweiz ein Hybrid von konservativen und liberalen Wohlfahrtsstaats-elementen ist. Dieser Mix zeigt sich nicht nur zwischen den, sondern teilweise auch innerhalb der Kantone.

Wohlfahrtsstaat, Familie und Geschlecht

Familienpolitik als ein Teil von Sozialpolitik stellt die Aushandlung über die Aufteilung der Betreuungs- und Versorgungsaufgaben zwischen Familie und Staat dar. Leitner (2003) geht davon aus, dass Staaten sich zu einem gewissen Grad auf Familienarbeit verlassen müssen. Sei es, weil der Staat nicht alle familialen Tätigkeiten übernehmen kann (z.B. Reproduktion), sei es, weil Mütter und Väter, Töchter und Söhne nicht gewillt sind, alle Aufgaben abzutreten. Leitner (vgl. Abbildung 2.2) unterscheidet daher vier idealtypische Varianten von wohlfahrtsstaatlichem Familialismus, wobei nicht nur ausschlaggebend ist, inwiefern der Sozialstaat die Familien entlastet (De-Familisierung), sondern auch, inwiefern Familien ermöglicht

wird, Pflege- und Betreuungsaufgaben zu übernehmen, wenn sie dies wünschen (Familiisierung).

Tabelle 2.2: Gender-typisierende Wohlfahrtsregime

Familiisierung: Unterstützung	De-Familiisierung: Entlastung	
	Stark	Schwach
Stark	<i>Optionaler Familialismus</i> Gendered: FR Mischtyp: BE, FI De-Gendered: DK, SE	<i>Expliziter Familialismus</i> Gendered: DE, IT, LU Mischtyp: AT
Schwach	<i>De-Familiisierung</i> IE, UK	<i>Impliziter Familialismus</i> GR, PT, SP

Quelle: Eigene Darstellung, nach Leitner 2003, basierend auf Indikatoren zur Pflege von Betagten und Kinderbetreuung.

Leitners Typologie entspricht weitgehend Esping-Andersen (2000). Optionale Regime, wie sie in den sozialdemokratischen skandinavischen Staaten vorkommen, überlassen Familien die Wahl zwischen Selbst- und Fremdbetreuung. In liberal-angelsächsischen Staaten sind marktbasierende Betreuungsdienstleistungen verbreitet, weil der Staat familiäre „Care“-Leistungen weder fördert noch übernimmt. Die konservative Gruppe unterscheidet Leitner weiter nach explizitem und implizitem Familialismus. Im expliziten Familialismus werden betreuende und pflegende Angehörige zwar entlohnt oder steuerlich begünstigt, eine staatliche Übernahme dieser Leistungen findet aber nicht statt. Impliziter Familialismus entspricht dem südeuropäischen Typus, ein solches System bietet weder Geld noch staatliche Institutionen für die Betreuung abhängiger Familienmitglieder. Die

(Nicht-)Verlagerung von Familienaufgaben auf den Staat hat Auswirkungen auf Geschlechterverhältnisse (Pfau-Effinger 2000). Die dadurch ermöglichte oder nicht ermöglichte Partizipation der Frauen am Erwerbsleben manifestiert sich in einer Vielzahl von gelebten familialen Arbeitsteilungs- und Betreuungsarrangements, von der Hausfrauen-Versorger-Ehe („breadwinner / homemaker“) bis hin zum Doppelpersorgermodell mit partnerschaftlicher Kinderbetreuung. In Staaten mit einer starken Unterstützung (optional oder explizit) ist die Ausgestaltung des Angebots entscheidend für die Verstärkung respektive den Abbau der Geschlechterungleichheit. Durch die gebotenen Leistungen (Dienstleistungen, Gelder, Betreuungsplätze oder Steuererleichterungen) und die an sie geknüpften Bedingungen werden Frauen er- oder entmutigt, am Arbeitsmarkt teilzuhaben. Leitner (2003) unterscheidet daher innerhalb der stark familisierenden Typen zusätzlich „gendered“, die Geschlechterungleichheit verstärkende, und „de-gendered“, die Geschlechterungleichheit abbauende Familisierung.

Welchen Beitrag können nun solche Wohlfahrtsklassifikationen für die empirische Erforschung von intergenerationaler Solidarität leisten? Auch wenn Leitners Typologie die Schweiz nicht berücksichtigt, ist doch der Gender-Aspekt von Wohlfahrtspolitik relevant. Die Schweizer Kantone unterscheiden sich im Hinblick auf Kinderbetreuungsquoten und Frauenerwerbstätigkeit. Besonders deutlich sind die Unterschiede zwischen der deutsch- und der französischsprachigen Schweiz (BfS 2010; Schmid et al. 2011; Le Goff et al. 2011; Epple et al. 2014). Man könnte nun annehmen, dass die von Familien geleistete Unterstützung von staatlichen Leistungen verdrängt wird („Crowding out“-Hypothese). Diese Hypothese ist jedoch

auf der Basis des heutigen Forschungsstandes abzulehnen. Zutreffender erscheint die „Crowding in“-Hypothese oder die Spezialisierungsthese, wonach Familien sich trotz staatlicher Grundsicherung engagieren, mehr noch: Staatliche Leistungen komplementär und kontrastierend ergänzen, indem sie zum Beispiel emotionalen Support leisten oder als Fallmanager tätig sind (Haberkern 2009; Brandt et al. 2009). Kurz: Die Freiwilligkeit von intergenerationaler Hilfe führt zu veränderten Hilfemotiven und Unterstützungsformen. „Intergenerational solidarity [...] seems to vary in character more than in strength“ (Daatland und Lowenstein 2005, 174).

Für die Erklärung der affektiven Generationensolidarität ist der Nutzen solcher Typologien etwas eingeschränkter. Nichtsdestotrotz finden Lebensverläufe innerhalb institutioneller Leitplanken statt. Das Erwerben von Bildungszertifikaten, der Berufseintritt, die Finanzierung von Lebenshaltungskosten und die Gründung einer Familie sind für junge Menschen wichtige, mit Generationenbeziehungen zusammenhängende, Themen, in welchen der Wohlfahrtsstaat die Rahmenbedingungen diktiert. Es ist daher zu erwarten, dass ein unterstützender Wohlfahrtsstaat Generationenbeziehungen entlastet. Mit höherem wohlfahrtsstaatlichem Engagement und mit einer höheren Geschlechtergleichheit, so die Hypothese für den empirischen Teil, dürften auch engere Beziehungen einhergehen.

Arbeitsmarkt

Eine gut dokumentierte soziologische Beobachtung ist, dass sozialer Status intergenerational vererbt wird, dass Kinder reicher Eltern höhere Bildungsabschlüsse erzielen, mehr verdienen und prestigeträchtigere Positionen einnehmen als Kinder armer Eltern. Ebenfalls lässt sich beobachten, dass

Einheimische und Männer für die gleiche Arbeit einen besseren Lohn erzielen oder mit stabileren Beschäftigungsverhältnissen rechnen dürfen als Frauen und Personen mit Migrationshintergrund. Die Erklärung von individuellen Chancen und Erfolgen auf dem Arbeitsmarkt gehört in den Bereich der Arbeitsmarkttheorien. Arbeitsmarkttheorien befassen sich unter anderem damit, wie Betriebe Arbeitnehmer auswählen und platzieren, welche unterschiedlichen Segmente der Arbeitsmarkt aufweist, inwiefern Zugangschancen institutionalisiert sind oder welche Auswirkungen das Erleben von Arbeitslosigkeit haben kann (für einen Überblick siehe Hinz und Abraham 2005).

Im Hinblick auf die untersuchte Population der 26-Jährigen TREE-Befragten sind die frühe Erwerbsphase respektive der Eintritt ins Erwerbsleben von Interesse. Auch dieser stellt mittlerweile ein eigenes Forschungsfeld dar. Der Arbeitsmarkteintritt als „berufliche Erstplatzierung nach der Bildungs- und Ausbildungsphase“ (Dietrich und Abraham 2005, 69) ist bedeutsam für die gesamte Erwerbsbiografie. Er ist nicht nur Vorbedingung für weitere Entwicklungsschritte, sondern stellt auch das Scharnier dar, an welchem Bildungsabschlüsse in Einkommen übersetzt und soziale Ungleichheiten verschärft werden. Im Zuge der finanziellen Instabilitäten des 21. Jahrhunderts sind in der Schweiz die Arbeitslosenraten für alle Arbeitnehmer, besonders aber für Berufseinsteiger, angestiegen. Eine Zunahme der Jugendarbeitslosigkeit kann bereits ab 2004 beobachtet werden (Weber 2007; Böker 2009; Sacchi und Salvisberg 2011). Für viele TREE-Befragte markiert das Jahr 2004 den Abschluss der Sekundarstufe II (Berufslehre oder Gymnasium). Die Folgen der Krise fallen somit in die Berufseintrittsjahre der TREE-Kohorte.

Nach welchen Kriterien werden Arbeitnehmer ausgewählt und platziert? Unter der Annahme, dass die Nachfrage nach Arbeitsstellen das Angebot übersteigt, werden Arbeitnehmer nach ihrer Produktivität bewertet. Ziel des Unternehmens ist, den produktivsten Mitarbeiter zu finden und einzustellen. Da jedoch die Produktivität eines (potenziellen) Arbeitnehmers von außen nicht erkennbar ist, greifen Arbeitgeber auf „Signale“ wie Bildungszertifikate zurück (Spence 1973). Auch früher erlebte Arbeitslosigkeit, eine befristete Anstellung oder eine anspruchslose Tätigkeit können Signalwirkung haben (Ma und Weiss 1993; Boockmann und Hagen 2008). Die Theorie der Arbeitsmarktsegmentation gilt innerhalb von Betrieben, indem eine Kern- und Randbelegschaft unterschieden wird, ebenso innerhalb von Branchen bzw. Sektoren, wo zwischen internen und externen oder primären und sekundären Arbeitsmärkten unterschieden wird („dual economy“, Averitt 1968). Frauen und Angehörige von Minoritäten sind häufig in den Rand- oder sekundären Segmenten anzutreffen. Zudem haben sie schlechtere Einkommens- und Aufstiegschancen. Arbeitsmarktsegregation kann sowohl horizontal (in verschiedene Branchen und Berufe) als auch vertikal (in verschiedene Karrierestufen) stattfinden (Hinz 2004).

Zwar ist Segregation ohne Diskriminierung möglich und umgekehrt; meistens gehen Segregation und Diskriminierung jedoch Hand in Hand, so auch bei der „statistische Diskriminierung“ der Frauen (Phelps 1972). Weil Frauen aufgrund ihrer potenziellen Mutterrolle eine kürzere Teilmahmedauer am Erwerbsleben und eine geringere Karrierebereitschaft zugeschrieben werden, erscheint Arbeitgebern eine Investition in die Arbeitskraft von Frauen weniger lohnenswert. Frauen stoßen darum an die bekannte „gläserne Decke“ oder segregieren in unattraktivere Branchen.

Nicht zuletzt gelten in unterschiedlichen Branchen unterschiedliche Rahmenbedingungen. Ein Berufswechsel (z.B. als Reaktion auf Arbeitslosigkeit) oder der Wechsel in eine andere Branche gehen entsprechend oft mit einem Einkommensverlust einher (Buchs et al. 2015).

Die deutlichste Form des Ausschlusses vom Arbeitsmarkt ist Arbeitslosigkeit. Sie „liegt dann vor, wenn eine Person, die für den Arbeitsmarkt zur Verfügung steht, eine zumutbare Beschäftigung sucht, sie aber nicht findet“ (Armingeon 2003, 151). Neben „Folgen für die staatliche Politik, indem sie Aufgaben, Kosten und Probleme schafft“ (ebd.) hat sie auch individuelle Auswirkungen. Zunächst einmal bedeutet sie auch im günstigsten Fall, nämlich wenn die betroffene Person zum Bezug von Arbeitslosengeldern berechtigt ist, eine unmittelbare Einkommensverringerung von mindestens 20 Prozent¹. Dadurch, zusammen mit den Bedingungen zum Erhalt von Arbeitslosengeldern, besteht der Druck, möglichst schnell wieder eine zumutbare Anstellung zu finden. Was ein „zumutbares“ Arbeitsangebot ist, wird in der Schweiz von den RAV definiert. Lange Pendelwege und Beschäftigungen unter dem Qualifikationsgrad gelten in der Regel als zumutbar. Nach signaltheoretischen Überlegungen sind darüber hinaus die Bedingungen zur Wiederanstellung erschwert.

Die daraus resultierenden individuellen Folgen auf Einkommen und Karrierechancen werden „scarring effects“ genannt und sind empirisch gut belegt (Cockx und Picchio 2013; Helbling und Sacchi 2014). Abgesehen davon stellt Arbeitslosigkeit eine psychische Belastung dar (Lucas et al.

¹ Beim RAV (regionales Arbeitsvermittlungszentrum) gemeldete arbeitslose Personen erhalten Lohnfortzahlungen von höchstens 80 Prozent des vorherigen Bruttolohnes.

2004; Luhmann et al. 2012). Weil Arbeitslosigkeit das gesamte Haushaltseinkommen betrifft, bedeutet sie ein Armutsrisiko für die ganze Familie (DiPrete und McManus 2000, 344). Eine Stoßrichtung von staatlicher Wohlfahrtspolitik kann darum darauf abzielen, solche „scarring effects“ zu puffern. Je höher der Dekommodifizierungsgrad, desto eher können Arbeitslose es sich erlauben, nach einer adäquaten Wiederbeschäftigung zu suchen (Gangl 2004).

Was bedeuten diese arbeitsmarkttheoretischen Grundlagen für die Erforschung von Generationenbeziehungen junger Erwachsener? Es lassen sich zwei Hypothesen formulieren: Erstens können junge Männer bessere Arbeitsmarktchancen erwarten als junge Frauen, was sie finanziell besser absichert. Es ist nicht auszuschließen, dass die weiblichen TREE-Befragten bereits in weniger attraktive Segmente des Arbeitsmarkts gewechselt haben, etwa weil sie wegen der potenziellen Mutterrolle bereits Diskriminierungen erfahren oder von Anfang an eine familienfreundliche Karriere geplant haben (Schröder und Brüderl 2008). Weil finanzielle Abhängigkeit bei Söhnen insgesamt unwahrscheinlicher ist, dürfte dort die Belastung der emotionalen Generationenbeziehung bei finanzieller Abhängigkeit stärker ausfallen als bei Töchtern. Zweitens ist erlebte Arbeitslosigkeit ein Anzeichen für einen nicht-gelungenen Erwerbseinstieg und verringert die Aussichten auf eine (adäquate) Wiederbeschäftigung. Es wird daher die Hypothese aufgestellt, dass früher erlebte Arbeitslosigkeit auch nachhaltige „scarring effects“ für Generationenbeziehungen in Form von weniger engen Beziehungen bedeuten.

Kultur

Die individuell wahrgenommene emotionale Verbundenheit mit den Eltern, das Gefühl der Verpflichtung für einander oder der Stellenwert der Familie im Leben eines Einzelnen hängen nicht nur von individuellen Lebenslaufsituationen, einer gemeinsamen Familienvorgeschichte, den rechtlichen Verpflichtungen füreinander und den ökonomischen Rahmenbedingungen ab, sondern auch von kulturellen Umständen. Doch was bedeutet Kultur? Kulturen lassen sich nicht gänzlich losgelöst von den makrostrukturellen, d.h. politischen und ökonomischen, Eigenschaften ihrer Gesellschaften abgrenzen (Merz-Benz und Wagner 2005; Opielka 2015, 18). Als geografisch und zeitlich begrenzte Referenzsysteme beinhalten sie die Sinnzusammenhänge, Glaubensinhalte und Normen und beeinflussen das Denken, Fühlen und Handeln der ihnen angehörigen Individuen.

Religion stellt einen zentralen Bestandteil von Kultur dar (Gerhards und Hölscher 2006). Auf familiales Handeln und familiäre Beziehungen bezogen stiftet sie einerseits Inhalte und Handlungsanweisungen (z.B. das vierte Gebot). Gleichzeitig betont sie den Wert von Familie und bisweilen auch von Geschlechterungleichheiten (Goldscheider 2006). Zusammenhänge zwischen Religion und Generationenbeziehungen lassen sich empirisch belegen. Es wurde gezeigt, dass häufiger Kirchgang der Mutter einen positiven Einfluss auf die wahrgenommene Beziehungsqualität ausübt, und positiv mit assoziativer Solidarität, Koresidenz und Wohnentfernung korreliert (Pearce und Axinn 1998; Murphy 2004). Offenbar spielt weniger die Konfession eine Rolle als die individuelle Religiosität: Konfessionslose berichten weniger häufig über enge Beziehungen als Katholiken oder Angehörige anderer Glaubensrichtung (Szydlík 2000). Vielmehr scheinen gläubige Personen stärkere (Familien-)Werte und Hilfenormen zu vertreten

(Goldscheider 2006). Im Hinblick auf die empirischen Analysen wird daher angenommen, dass Personen mit Einbindung in ein religiöses Netzwerk – unabhängig von ihrer Konfession – auch über engere familiäre Beziehungen berichten.

Normen können von religiösen Inhalten geprägt sein, müssen es aber nicht. Sie stellen konkrete Handlungserwartungen oder sogar Verhaltensregeln dar. Ihre Korrelate sind im ökonomischen, demografischen und politischen Bereich zu suchen (Glaser et al. 2004). In der Familienforschung wird die große Familienorientierung in mediterranen Kulturen und insbesondere in Italien beschrieben (Reher 1998; Röbbel 2006; Rusconi 2006). Der späte Auszug italienischer Kinder aus dem Elternhaus ist ein Beispiel dafür, wie nicht nur ökonomische Schwierigkeiten die Kinder im elterlichen Haushalt halten, sondern auch gesellschaftliche Normen. So wird etwa berichtet, dass Eltern „leiden“ (Santarelli und Cottone 2009, 5), wenn die Kinder zu früh oder „ungerechtfertigt“ ausziehen (Rusconi 2006, 644). Nazio und Saraceno (2012) sowie Perrelli-Harris und Bernardi (2015) betonen den sozialen Druck zur Heirat vor dem Zusammenleben, unabhängig von der individuellen Religiosität.

Auf der individuellen Ebene sind Einstellungen zwar von gesellschaftlichen Normen geprägt, können aber auch von gesellschaftlichen Idealen abweichen. Als theoretisches Konzept für die individuellen Einstellungen gegenüber Familien- und Generationenbeziehungen kann die „Value of Children“-Theorie (VOC) herangezogen werden. Sie dient als kulturelle Erweiterung der Handlungstheorie im Hinblick auf generatives und familiales Verhalten. Kinder als „Gut“ erfüllen für die Eltern einen ökonomisch-utilitaristischen oder einen emotional-psychologischen Nutzen

(Trommsdorff und Nauck 2005; Nauck 2007). Der wahrgenommene „Nutzen“ des „Gutes“ Kind und die individuelle Einstellung gegenüber dem Kind als Familienmitglied manifestieren sich in elterlichen Erziehungsstilen und -praktiken. Ein wertschätzender elterlicher Erziehungsstil zielt auf eine lebenslange, vertrauensvolle Verbindung ab und fördert emotional enge Eltern-Kind-Beziehungen auch im Erwachsenenalter. Es wird hier die Hypothese aufgestellt, dass junge Erwachsene, welche die Wichtigkeit von Kindern höher einschätzen, engere Beziehungen zu ihren Eltern angeben.

Eine weitere Dimension sind Geschlechternormen. Im öffentlichen Diskurs und in der Forschungsliteratur ist häufig von „Geschlechterrollen“ die Rede, wenn es um Unterschiede zwischen Männern und Frauen geht. Die Zuordnung von Geschlecht als Rolle wird immer wieder kritisiert. Diese Kritik beruft sich unter anderem auf einen normativen Rollenbegriff, der Rolle als situativ gebundene Handlungserwartung versteht. Tatsächlich betreffen geschlechtsspezifische Handlungserwartungen nicht nur bestimmte Bereiche des Lebens, in denen Rollen normalerweise situiert sind, sondern durchdringen alle Sphären. Die sprachliche Unterscheidung im Englischen in biologisches („sex“) und soziales Geschlecht („gender“) ist hilfreich. „Gender“ wird aufgrund von biologischen Merkmalen des „sex“ zugewiesen und Personen werden hinsichtlich ihres „gender“ sehr früh sozialisiert (Witt 2006). Nach West und Zimmerman (1987) kann das soziale Geschlecht als Praxis („Doing Gender“), welche kulturellen Leitbildern folgt, verstanden werden.

Ein wichtiger Teil solch kultureller Leitbilder ist die Zuständigkeit für die Familie. Familienarbeit ist in der westlichen Welt auch heute noch durch weibliches Engagement geprägt (Pfau-Effinger 2000; Schmid 2014). Sie umfasst Hausarbeit sowie die Pflege und Betreuung von Kindern und

kranken oder alten Menschen. Auch Emotionen sind in der westlichen Welt kulturell eine weibliche Domäne (Hochschild 1979; Brody 1999). Deshalb sind im Hinblick auf die abhängige Variable als affektive Dimension intergenerationaler Solidarität gleich doppelte Geschlechterunterschiede zu erwarten. Es ist notwendig, Geschlechterunterschiede nicht nur in Mittelwerten oder Verteilungen, sondern auch in Wirkungsweisen von Faktoren zu untersuchen und zwar im Hinblick auf das Geschlecht von Kindern und Eltern (Steinberg 1990; Szydlik 1995; Russell und Saebel 1997).

Zwischen Autonomie und Verbundenheit

Junge Erwachsene und ihre Eltern

Bertogg, A.

2018, XIII, 289 S. 18 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-19551-9